



Leseprobe

Andreas Gruber
Herzgrab
Thriller

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,00 €



Seiten: 544

Erscheinungstermin: 19. November 2025

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

ANDREAS GRUBER

Herzgrab



Andreas Gruber

Herzgrab

Thriller

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Neuausgabe November 2025

Copyright © 2013 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Ein Projekt der AVA international GmbH

Autoren- und Verlagsagentur

www.ava-international.de / www.agruber.com

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: © Ashley Franklin / Trevillion Images

Th · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49685-3

www.goldmann-verlag.de

Für Norl,

*treue Seele und Fan der ersten Stunde,
keep on rockin'*

*»Auge um Auge – und die ganze Welt
wird blind sein.«*

MAHATMA GANDHI

PROLOG

Toskana, Samstag, 24. April

Ohne anzuklopfen, betrat Zenobia das Zimmer. Teresa hätte es wissen müssen! Mutter hatte ihre Privatsphäre noch nie respektiert. Warum hätte sich das in den letzten fünfzehn Jahren ändern sollen?

»Draußen warten über hundert Gäste, und du stehst hier seelenruhig herum,hörst Radio und bist noch nicht mal angezogen!« Zenobias kühler Blick sprach Bände.

Teresa konnte es kaum glauben. Nach so langer Zeit waren das die Begrüßungsworte ihrer Mutter! Keine Umarmung, kein Kuss. Aber eigentlich, gestand sie sich ein, hätte sie das auch nicht gewollt.

Sie schlang den Frotteebademantel enger und verknotete den Gürtel. »Hallo, Mama«, sagte sie, während sie ein Handtuch um ihr nasses Haar wickelte.

Zenobia reagierte nicht. Ihr bodenlanges schwarzes Kostüm raschelte, als sie durch den Raum schritt. »Ich habe dich hergebeten, um deine Brüder zu verabschieden, aber du nutzt jede Gelegenheit, um mich vor den Gästen zu blamieren.«

Matteo und Lorenzo konnten ihr gestohlen bleiben. Teresa war aus einem anderen Grund hergekommen. Nachdem der Detektiv, den Monica und sie angeheuert hatten, so kläglich versagt hatte, wollte sie nun selbst etwas über Salvatores Verschwinden erfahren. Dafür gab es keinen besseren Ort als San Michele, wo alles begonnen hatte.

Zenobias Blick fiel auf das Bett, wo Teresas offener Koffer lag. »Es war dir offensichtlich nicht möglich, früher zu kommen?«

Typisch Zenobia! Unterstellungen und spitzfindige Fragen, die eigentlich Anschuldigungen waren. Teresa hätte nie gedacht, dass sie sich mit knapp vierzig Jahren von ihrer Mutter noch wie ein Kind behandeln lassen musste. »Mama, mein Job.«

»Ach was«, unterbrach Zenobia sie. »Hier hättest du eine bessere Arbeit gefunden – oder du hättest geheiratet, dann wäre das gar nicht nötig gewesen. An Interessenten hat es nie gemangelt.«

Teresa wurde übel bei dem Gedanken. Außerdem liebte sie ihren Beruf. »Ich habe in der Klinik nicht früher freibekommen, und mein Auto fährt nicht schneller.«

Zenobia stolzierte durch den Raum, die Arme hinter dem Rücken verschränkt. »Ist Monica deshalb nicht mitgekommen, weil dein Auto dann noch langsamer gefahren wäre?«

Teresa warf im Spiegel einen kurzen Blick auf ihre Mutter. »Sie wollte zu Hause in Wien bleiben.«

»Hier ist ihr Zuhause!«, zischte Zenobia.

Da täuschst du dich, Mama! Die Toskana ist schon lange nicht mehr unsere Heimat.

Äußerlich gelassen trug Teresa Lippenstift auf, doch innerlich fühlte sie sich wie ein Hochdruckkessel kurz vor der Explosion.

»Was ist das überhaupt für eine schreckliche Musik?«

Teresa versuchte, weiterhin ruhig zu bleiben. »Alles ist schrecklich, was nicht aus Italien stammt, nicht wahr?«

»Stell das ab! Ist das zu viel verlangt?«

»Mama, ich komme, sobald ich fertig bin.«

Ihre Blicke trafen sich für einen Moment. Zenobias Kiefer mahlten. Mit den silbergrauen Haaren, dem breitkrempigen Hut, den schmalen Lippen und hohen Wangenknochen sah sie trotz ihres Alters immer noch graziös und erhaben aus. Aber unter der Fassade wirkte sie kalt wie eine Statue. Sie war vor kurzem siebzig geworden, und mittlerweile hatte sich die Verbitterung

tief in ihr Gesicht gegraben. Immerhin war sie die Grand Dame der Del Vecchios – und an einem Tag wie diesem erst recht.

»Roberto steht draußen und wird ein Auge auf dich haben. Lass uns nicht zu lange warten.« Zenobia zog den schwarzen Schleier übers Gesicht, machte kehrt und verschwand aus dem Raum.

Teresa warf den Lippenstift auf die Kommode, steckte sich hastig eine Zigarette an und trat auf den Balkon. Eben schritt Zenobia unter der steinernen Brüstung hindurch zur Familienkapelle, die zwischen den Weinstöcken am Rand des Grundstücks lag. Es roch nach Frühling. Die Zypressen, Olivenhaine und blühenden Rapsfelder sahen aus wie immer. Der blecherne Klang der Kirchenglocke im einige Kilometer entfernten San Michele klang vertraut, als hätten die letzten fünfzehn Jahre nicht existiert. Was für ein merkwürdiges Gefühl, nach all den Jahren wieder in der Toskana zu sein.

Teresa stiegen Tränen in die Augen. Sie drückte die Zigarette im Aschenbecher aus. Dann nahm sie das Handtuch vom Kopf und schüttelte das feuchte schulterlange Haar aus. Die nach Raps duftende Brise, die von den Hügeln herunterwehte, würde es rasch trocknen lassen. Teresa würde wieder die dichten Locken bekommen, die sie normalerweise mit dem Glätteisen straffte, und so aussehen wie früher.

Wie früher ...

Sie versuchte, den Gedanken abzustreifen. Doch es ging nicht. Wo fühlte sie sich eigentlich zu Hause? Sie blickte über die Brüstung auf den Vorplatz der Villa, wo die protzigen Autos parkten. War das ihre Heimat? Wo sie aufgewachsen und zur Schule gegangen war und zum ersten Mal einen Jungen geküsst hatte? Unweigerlich kam die schmerzhafte Erinnerung an ihren Vater. *Maledetto!* Diese gottverfluchte Toskana. Sie hatte seit mindestens zehn Jahren nicht mehr auf Italienisch gedacht und nicht

einmal in Gedanken italienisch geflucht. Doch kaum war sie eine Stunde hier und hatte ein paar Worte gewechselt, war ihr alles bereits so vertraut wie eh und je. Was hatte sie auch erwartet? Konnte man die Vergangenheit mit einem einfachen Fingerschnippen aus dem Gedächtnis löschen?

Ihr blaues Ford Cabrio mit dem Wiener Kennzeichen parkte zwischen einem Maserati und einem Lamborghini auf den Terrakottasteinen des Vorplatzes und bildete im Moment den einzigen Bezugspunkt zu ihrer Wahlheimat. Ein frecher Spatz setzte sich zwitschernd auf die Oberleiste der Windschutzscheibe, plusterte sich zur doppelten Größe auf und reckte die Schwanzfedern über die Armaturen.

Scheiß mir bloß nicht in den Wagen, verdammter Italiener!

Sie hatte CDs von Gabalier, den Cranberries und ein paar *Voice-of-Germany*-Sampler mitgenommen, damit sie nach dem Grenzübergang nicht die lokalen Radiosender hören musste. Vergeblich! Der Auftritt ihrer Mutter hatte genügt, um die Vergangenheit binnen Sekunden wieder aufleben zu lassen.

Auf dem Bett lag Teresas geöffneter blauer Samsonite-Koffer. In der Seite steckte ihr Maniküre-Etui, daneben ein gerahmtes Foto ihrer Nichte, das sie auf den Nachttisch stellen wollte. Monica war einundzwanzig und lebte in Teresas Haus am Stadtrand von Wien. Eine weitere Erinnerung an zu Hause. Als Einzige hatten sie es gewagt, Zenobia zu trotzen und der Familie den Rücken zu kehren. Wären Teresas Brüder nicht kürzlich tödlich verunglückt, hätten sie keine zehn Pferde dazu gebracht, in die Toskana zu reisen. Das stille Begräbnis im kleinen Rahmen hatte bereits stattgefunden, und Zenobia hatte verlangt, dass Teresa zumindest bei der heutigen Trauerfeier anwesend war.

Gott, lass mich diesen Tag überstehen und etwas über Salvatores Verschwinden herausfinden.

Sie blickte zur Kapelle, wo bereits an die hundert Trauergäs-

te warteten. Die Frauen mit schwarzen Gesichtsschleieren, die Männer in dunklen Anzügen und Hüten. Teresa besaß nur ein dunkelblaues Kostüm, das viel zu modisch aussah, was ihre Familie gewiss als Provokation empfinden würde. Noch dazu, wenn sie neben Zenobia stand und die Gäste an ihnen vorbeistolzierten, um ihr heuchlerisches Beileidsgelaber loszuwerden. Immerhin bezog es sich auf ihre Brüder. Doch bei deren dubiosen Geschäften und ausschweifendem Lebensstil war klar gewesen, dass sie nicht lange am Leben bleiben würden. Auch ein Grund, weshalb sie mit der Familie gebrochen hatte.

»Teresa?«, drang eine dumpfe Stimme aus dem Raum.

Roberto nervte! Sie drehte sich um, betrat ihr ehemaliges Jugendzimmer und warf das Handtuch aufs Bett. Über dem Kopfkissen drehten sich der Traumfänger und die Holzmobiles, die sie als Mädchen gebastelt hatte.

»Teresa, bist du so weit?«

»*Sì, sì.*«

Roberto stand mit verschränkten Armen in der geöffneten Tür. Mit Vollbart, Pferdeschwanz, Tattoo am Hals und der Statur eines Rausschmeißers in einem Florentiner Nachtklub.

»Schließ die Tür«, sagte sie.

»Du hast Zenobia gehört. Ich soll dir nicht von der Seite ...«

»Was soll mir schon passieren? Schließ die Tür! Ich muss mich ankleiden.«

Roberto rührte keine Miene.

Cretino!

Sie wusste nicht, worüber sie sich mehr ärgern sollte. Über diesen Affen oder darüber, dass sie wieder italienisch geflucht hatte. Die groß angelegte Trauerfeier diente ohnehin bloß Zenobias Selbstdarstellung – zudem war das Grundstück bewacht, als befürchte Zenobia einen weiteren mysteriösen Todesfall. Auf dem Anwesen der Del Vecchios? Das war lächerlich.

Teresa nahm ihr Kostüm und die Unterwäsche aus dem Koffer und ging ins Badezimmer. Sie schlüpfte in den schwarzen Slip und frisierte sich die Haare. Da hörte sie einen dumpfen Knall aus dem Zimmer. Der *cretino* hatte die Tür also doch geschlossen. Offensichtlich hatte er sich damit abgefunden, dass er diesmal keinen Blick auf ihren nackten Körper erhaschen würde.

Oder hatte er die Tür etwa *von innen* geschlossen? Unsicher spähte sie zur Badezimmertür. Im Schloss steckte kein Schlüssel. Womöglich guckte er durchs Schlüsselloch. Das wäre typisch für ihn gewesen! Roberto war zwar ein entfernter Cousin von ihr, was ihn jedoch nicht daran gehindert hatte, ihr seit ihrem zwölften Lebensjahr nachzustellen. Was für ein Spanner! Damals hatte er sie heimlich aus dem Orchideenhaus oder hinter den Zypressen an der Grundstücksgrenze stehend beobachtet, während sie sich mit einem Glas Limettensaft in der Hand neben dem Natursteinbecken in der Sonne rekkelte. Oben ohne, nur mit dem Kabel des Walkmans auf ihrer gebräunten Haut. Früher wollte sie ihn damit provozieren, zuerst heiß machen, aber dann abblitzen lassen. Doch diese Zeiten waren vorbei. Heute würde sie einen Kerl wie Roberto nicht einmal eine Sekunde lang dazu ermutigen, in ihre Nähe zu kommen.

Sie schlich zur Tür und spähte durchs Schlüsselloch. Als direkt vor ihrem Auge ein Schatten vorbeihuschte, fuhr sie zurück.

Verfluchter Mistkerl! Sie schlüpfte in den Bademantel und riss die Tür auf. »Du Bastard!«

Sie verstummte. Roberto lag mit halb geöffneten Augen auf dem Bett und starrte zur Decke. Seine Hand lag auf ihrem Koffer. Spielte ihr dieser Idiot etwa einen Herzattacken vor?

»Verschwinde aus meinem Zimmer!« Sie trat gegen sein Schienbein, doch er rührte sich nicht. »Roberto?«

Seine Schläfe war blau unterlaufen.

Ihr Herzschlag beschleunigte sich. »Roberto!«

Plötzlich wurde ihre Kehle trocken. Sie beugte sich über ihn und berührte ihn an den Wangen. Dabei spürte sie, wie kalt ihre eigenen Hände waren.

»Roberto, verdammt. Sag doch was!«

Sein Mund stand offen. Die leblosen Pupillen blickten zur Zimmerdecke. Teresa griff nach seinem Handgelenk, fühlte aber nur noch einen schwachen Puls, der jeden Moment versiegen konnte. Wie war das möglich? Rasch ließ sie seinen Arm los, der schwer aufs Bett fiel.

Es dauerte einige Sekunden, bis sie begriff, in welcher Situation sie sich befand. Hastig sah sie sich im Zimmer um. Die Balkontür stand noch offen. Der Wind wehte den durchsichtigen weißen Vorhang ins Zimmer. Draußen stand niemand. Durch den Türspalt erhaschte sie einen Blick in den leeren Korridor. Für einen Augenblick hielt sie den Atem an. Nichts war zu hören. Doch irgendjemand musste hier gewesen sein.

Oder war immer noch hier!

Sie lief zur Kommode und griff zum Handy. Wie durch ein Wunder erinnerte sie sich an die internationale Notrufnummer 112. Mit zitterigen Fingern wartete sie auf eine Verbindung. Die Polizei würde einen Krankenwagen herschicken. Sollte sie in der Zwischenzeit auf den Balkon laufen und um Hilfe rufen? Niemand würde sie hören. Bis auf Roberto und sie waren alle zur Kapelle gegangen.

In diesem Moment erklangen die Glocken. Sie lief noch einmal zum Bett, um an Robertos Halsschlagader nach dem Puls zu fühlen.

Nichts mehr! Nicht einmal ein schwaches Pochen.

»Pronto?«, sagte endlich eine Stimme am anderen Ende der Telefonverbindung.

»Hier spricht Teresa Del Vecchio«, rief sie. »Ich bin in San Michele und ...«

In diesem Moment sank Robertos Kopf zur Seite. Teresa wollte etwas sagen, doch ihre Stimme versagte. Sein Hemdkragen färbte sich rot. Stoff und Bettlaken nahmen das Blut auf und sogen sich voll.

»*Pronto?*«, wiederholte die Stimme.

Sie drehte Robertos Kopf ganz zur Seite – und schrie auf. In seinem Nacken steckte eine Nagelschere. Sie war mit solcher Wucht zwischen Schädelknochen und ersten Halswirbel ins Rückenmark getrieben worden, dass nur noch die runden Griffe aus der Haut ragten. War das *ihrer* Schere? Wie konnte das sein? Sie starre zu ihrem Koffer. Ihr Maniküre-Etui war ... *geöffnet*. Die Nagelschere fehlt.

Ihre Gedanken überschlügen sich. Roberto war tot! Mittlerweile war da so viel Blut auf dem Laken! Jeder würde glauben, sie hätte ihn ermordet! Schließlich war sie als Einzige hier gewesen, und ihre Mutter hatte sie beide zuletzt gesehen. Was würde die Polizei vermuten? Dass Roberto ihr wieder an die Wäsche gehen wollte wie früher – nur dass sie sich diesmal heftiger zur Wehr gesetzt hatte?

Das alles war verrückt!

»*Pronto?*«, hörte sie die Stimme erneut aus dem Handy. Sie unterbrach die Verbindung.

Alle würden sie des Mordes verdächtigen.

Aber das war doch völlig unlogisch!

Trotzdem kreischte eine hysterische Stimme in ihrem Kopf. *Schlüpfin deine Kleider und nimm deinen Koffer! Du musst endlich von hier abhauen!*

Da sah sie im Kommodenspiegel, wie sich hinter ihr langsam die Tür des begehbaren Schranks öffnete.

Sie wagte nicht zu atmen, auch nicht, sich umzudrehen. Ge-

bannt fixierte sie die Holzlamellen. Das Innere des Schranks lag im Dunkel, und es war nichts zu erkennen. Die Scharniere quietschten. Etwas befand sich darin.

Im nächsten Moment würde sie erfahren, was es war – während das Radio plärrte und das Läuten der Glocken immer noch von draußen ins Zimmer drang.

1. TEIL

Wien, einen Monat später
Montag, 24. Mai

*»Wer stärker liebt,
ist immer der Schwächere.«*

ELEONORA DUSE

1. Kapitel

Das Hotel Caruso in der Wiener Innenstadt versprach von außen weit mehr, als die schäbige Einrichtung hielt. Das wußte Elena Gerink von früheren Besuchen. An den zuckenden Leuchtreklamen der Kondom- und Zigarettenautomaten neben dem Rezeptionstisch hingen Spinnweben. Die Tapete löste sich an den Ecken von der Wand, und die Dielenbretter knarrten, als stammten sie noch aus dem neunzehnten Jahrhundert. Wahrscheinlich war das auch so. Doch wer um zehn Uhr vormittags in diesem Etablissement ein Zimmer für eine Stunde mietete, war nicht an den Tapeten interessiert.

Soeben stieg wie erwartet eine Blondine mit Sonnenbrille und Kopftuch verummt aus dem Taxi. Sie war etwa in Elenas Alter, Anfang dreißig. Seit einer Woche das gleiche Prozedere. Die Frau kam in Begleitung eines Mannes mit Stoppelbart und kantigen Gesichtszügen. Sie bezahlte das Taxi, und beide verschwanden im Hotel.

Elena stand auf der gegenüberliegenden Straßenseite im Schatten einer Hauseinfahrt und wartete noch ein paar Minuten. Schließlich kramte sie eine Sonnenbrille aus ihrer Handtasche, setzte sie auf und überquerte mit ihrem schweren Aktenkoffer die Straße. Es war ein merkwürdiges Gefühl, mit den Stöckelschuhen plötzlich fünf Zentimeter größer zu sein, einen so kurzen Rock und eine enge Bluse zu tragen. Sie selbst besaß solche Klamotten nicht. Mit ihrer schlanken Figur, der strubbeligen brünetten Kurzhaarfrisur, den Sommersprossen und der Stupsnase hatte sie das nicht nötig. Aber Toni hatte gemeint, da-

mit würde sie in einer Absteige wie dem Hotel Caruso *angemessener* aussehen, und ihr die Kleidung geliehen.

Elena blickte sich um. Niemand folgte ihr. Als sie die Treppe zum Hotelfoyer erreichte, trat ein Mann aus der Einfahrt des Nebengebäudes. Ihr Herzschlag setzte für einen Moment aus. Gerhard Hödel! Der hochgewachsene graumelierte Mann im Anzug ging ebenfalls auf das Hotel zu. Rasch versperrte sie ihm den Weg.

»Was zum Teufel machen Sie hier?« Elena schob ihre Sonnenbrille auf die Nasenspitze und warf ihm über den Brillenrand einen unmissverständlichen Blick zu.

»Sie sind es!«

»Natürlich, was dachten Sie?« Sie schob die Brille wieder hinauf. »Warum sind Sie mir gefolgt?«

»Ich bin nicht *Ihnen* gefolgt«, rechtfertigte er sich, während er zum Hoteleingang blickte. »Ich habe in Lydias Büro angerufen, und ihre Sekretärin sagte mir, sie sei außer Haus. Im Kalender war aber kein Termin eingetragen.«

Elena konnte es nicht fassen. »Und das hat Sie ausgerechnet hierhergeführt?«

Er zog eine Streichholzschachtel aus der Hosentasche. *Hotel Caruso* stand darauf. »Habe ich in ihrer Manteltasche gefunden.«

Jetzt war Elena alles klar. Hödel war nicht dumm und hatte seine eigenen Schlässe gezogen. Doch im Moment war er so hilfreich wie eine halbseitige Lähmung.

»Ich habe volles Vertrauen in Ihre Arbeit«, rechtfertigte er sich. »Aber ...«

»Ich kann Sie gut verstehen«, unterbrach sie ihn. »Aber Sie sollten wieder zurück in Ihre Bank gehen. Ich kann Sie hier nicht brauchen.« Sie blickte sich um. Einige Passanten auf der anderen Straßenseite sahen zu ihnen herüber. »Ich gehe allein in dieses Hotel – es ist besser so.«

Sie durfte nicht noch mehr Zeit verlieren. Ohne weiteren Kommentar wandte sie sich von ihm ab und betrat mit dem Aktenkoffer das Etablissement.

In dem langen Vorraum roch es nach süßem Damenparfüm. Am Ende des Flurs befand sich der Rezeptionstisch. Dahinter saß ein schmächtiger Knabe im blauen Hemd, der kaum älter als neunzehn war. Vielleicht ein Student. Irgendwo lief ein Fernsehgerät. Sie hörte Gelächter und Charlie Sheens Synchronstimme. Eine alte Folge von *Two and a Half Men*.

»Ein Zimmer für eine Stunde«, sagte Elena.

Der Junge blickte nicht einmal auf. »Allein?«

Bevor sie antworten konnte, hörte sie hinter sich das Knarren der Eingangstür. Ihr Magen krampfte sich zusammen. *Bitte nicht!* Sie schielte zur Glasvitrine. In der spiegelnden Scheibe sah sie, wie Gerhard Hödel zielstrebig auf sie zukam.

Sie wusste, dass er alles vermasseln würde.

2. Kapitel

Die Woche begann übel für Peter Gerink. Das ahnte er, als er sein Büro im Wiener Bundeskriminalamt betrat und die Akte auf seinem Schreibtisch sah. Der Name auf dem Deckblatt lautete: *Teresa Del Vecchio*. Er schlug die Mappe auf und überflog die ersten paar Seiten. Eiserts Handschrift. Natürlich hatte sie ihm den Fall zukommen lassen. Und das bedeutete, dass er wieder mit Scatozza zusammenarbeiten durfte – ausgerechnet mit jenem Kollegen, mit dem Elena ihn betrogen hatte.

Gerink holte erst gar nicht seine Dienstpistole aus dem Wafenschrank oder startete den PC, um die Abwesenheitsnotiz zu deaktivieren, sondern marschierte mit der Mappe durch den Korridor zum Büro seiner Chefin.

Als er an Dino Scatozzas offener Tür vorbeikam, warf ihm dieser nur einen knappen Blick zu. Bestimmt wusste der Sizilianer bereits, dass ihnen ein gemeinsamer Fall bevorstand.

Gerink klopfte an Lisa Eiserts Tür.

»Herein.«

Er trat ein. Eisert trug eine cremefarbene Bluse. Ihr blauer Blazer hing über einer Stuhllehne. Als sie den Telefonhörer auf die Gabel legte, hielt Gerink ihr die Akte vor die Nase.

»Warum schon wieder ich?«, knirschte er.

Gelassen nahm Eisert die Lesebrille ab. Obwohl sie erst Mitte vierzig war, hatte ihr kurzes dunkles Haar an den Seiten bereits eine graue Färbung angenommen. Zudem zierten einige Sorgenfalten ihr Gesicht. Gerink wusste, dass seine Chefin nie auf den Gedanken gekommen wäre, sich die Haare zu färben.

Eisert war ebenso uneitel wie unnachgiebig, weshalb die Kollegen auf dem Revier sie »Grauer Wolf« nannten.

Sie zog eine Augenbraue hoch, als sie seine neue Frisur bemerkte. Doch sie sagte nichts.

Heute Morgen hatte Gerink sich die braunen Haare mit der Maschine und einem Zwölf-Millimeter-Aufsatz geschoren und festgestellt, dass auch er die ersten grauen Haare an den Schläfen bekam – was ihn nicht gerade heiter stimmte.

Trotz seines Auftritts blieb Eisert gut gelaunt. »Kaum aus dem Urlaub zurück, schon hast du alle guten Manieren verlernt. Guten Morgen.« Sie lächelte knapp.

»Guten Morgen«, knurrte Gerink. Von *Urlaub* konnte keine Rede sein, das wusste sie genau. Wer aus dem Urlaub kam, war entspannt, ausgeglichen und braun gebrannt. Doch er hatte einen Dreitagebart und seinen sonst so strahlenden Blick eingebüßt. Schon von Weitem sah jeder, dass er eine Mordswut im Bauch mit sich herumtrug. Darüber konnte nicht einmal sein angeblich so charmantes Lächeln hinwegtäuschen. Jedenfalls hatte er im Moment keine Lust, *irgendjemanden* anzulächeln, und schon gar nicht Dino Scatozza.

Seinetwegen hatte er sich die letzte Woche innerlich zerfleischt und keine Nacht durchgeschlafen. Noch dazu beantwortete Elena seine Anrufe nicht – und selbst wenn! Was hätte er ihr sagen sollen? Er wusste nicht einmal, ob er sie zurückhaben wollte, ob er ihr verzeihen konnte. Dass er bei der letzten Begegnung mit ihr in seiner Wut eine Flasche Jack Daniel's in die Glasvitrine geworfen hatte, machte die Sache nicht einfacher.

In der darauf folgenden Woche hatte er intensiver als in den Monaten zuvor im Fitnesscenter trainiert. Außerdem hatte er die staubige Plane von seiner Harley-Davidson abgezogen, die Maschine aus dem Schuppen gerollt, Motor und Chrom poliert, sich abends zu viel Alkohol reingekippt und war am

nächsten Morgen mit einem grässlichen Kater die alte Strecke über die Wiener Hausberge abgefahren. Zum Glück war der Gedanke, seine Kumpels von früher zu besuchen, von denen einige den Knast von innen gesehen hatten, rasch wieder verflogen. Diese Zeiten waren vorbei! Aber vielleicht hätte das mehr geholfen, seinen Kopf von destruktiven Gedanken zu befreien, als nachts wie ein verletztes Raubtier durch die Wohnung zu tigern.

»Wir waren uns doch einig«, sagte er, »keinen dieser Fälle mehr.«

»*Dieser Fällen?*«, wiederholte sie.

Er kochte innerlich. Diese Frau konnte so scheinheilig sein.
»*Ja, dieser Fällen.* Ich rede von Ermittlungen in Italien.«

Seit kurzem hasste er alle Italiener, deren Selbstgefälligkeit und aufbrausendes, lautes Temperament. Nur ein Wort, das sie liebend gern in die falsche Kehle bekamen, und schon waren sie tagelang in ihrer Ehre gekränkt. Gerink wusste genau, mit wem er an seinem nächsten Fall zusammenarbeiten durfte: Dino Scatozza.

Eisert warf einen beiläufigen Blick auf den Kalender in ihrem Laptop, der voller Termine war. »Die Entscheidung fiel mir nicht leicht, aber du bist nun mal unser Entführungsspezialist.«

Das stimmte – einige behaupteten sogar, er sei der Beste in der Abteilung. Aber manchmal täuschte das über die traurige Wahrheit hinweg, dass er während seiner Laufbahn beim BKA zwar alle Entführungsopfer gefunden, aber nur wenige lebend und gesund hatte heimbringen können.

Trotzdem widersprach er ihr. »Die Kollegen sind ebenso gut.«

Eisert verzog das Gesicht. »Erstens weißt du ganz genau, dass das nicht stimmt, und zweitens wollen die nicht mit Scatozza zusammenarbeiten.«

Gerink spürte, wie ihm die Halsschlagadern schwollen. »Ach

so, und nach allem, was passiert ist, denkst du, *ich* will mit ihm zusammenarbeiten?«

Sie hob die Augenbrauen. »Was erwartest du von mir? Er war sieben Jahre lang dein Partner und ...«

»Du sagst es«, unterbrach Gerink seine Chefin. »Er *war* mein Partner! Das alles haben wir doch schon vor meinem ›Urlaub‹ besprochen.« Sie waren sich einig gewesen. Wie konnte sie nur zwei Männer zusammenspannen, die sich gegenseitig den Tod an den Hals wünschten?

Eisert faltete die Hände vor dem Mund und blickte Gerink wortlos an. Er kannte diesen Blick. Es würde eines jener typischen Zehn-Sekunden-Gespräche werden, die damit endeten, dass er einen Puls von hundertachtzig bekam und doch das tat, was der Graue Wolf von ihm wollte.

»Peter, hör zu.« Eisert beugte sich vor. Ihr Telefon klingelte, aber sie schaltete den Anruf auf eine andere Leitung. »Körner ist immer noch krank, und Eichinger ist mit einem anderen Fall beschäftigt. Außerdem setzen mich Innenministerium und Staatsanwaltschaft mächtig unter Druck. Was zwischen dir und Scatozza vorgefallen ist, interessiert die einen Scheißdreck und mich im Moment auch nicht.«

»Obwohl Elena deine Schwester ist? Ich ...«

»Findet eine Lösung für eure Männer-Macho-Scheiße!«, unterbrach sie ihn. »Mehr will ich dazu nicht sagen.«

Männer-Macho-Scheiße nannte sie das also! Er merkte, wie sich sein Magen zusammenkrampfte, sobald er an Scatozza dachte.

»Fakt ist: *Du* übernimmst den Fall, denn *du* kannst ihn lösen. Es ist noch lange nicht gesagt, dass du tatsächlich mit Scatozza zusammenarbeiten musst. Fahr zum Haus, befrag die Kleine und schreib deinen Bericht. Dann sehen wir weiter.«

»Ich ...«

»Dann sehen wir weiter! Und jetzt raus!« Die zehn Sekunden waren längst um. Eisert griff zum Hörer.

Gerink atmete tief durch. Eisert hatte recht. Natürlich war nicht gesagt, dass er mit diesem italienischen Hundesohn zusammenarbeiten musste – aber er würde einen Besen fressen, wenn das BKA nicht schon längst eine Auslandsdienstreise für zwei Beamte beantragt hatte.

Gerink holte seine Dienstwaffe aus der Kammer, Marke und Wagenschlüssel aus dem Büro und klemmte sich die Akte unter den Arm. Während er im Lift nach unten fuhr, las er den Bericht der Kollegen. Es war das Übliche, und er wollte es so rasch wie möglich hinter sich bringen.

Einige Männer, die er flüchtig kannte, stiegen im zweiten Stockwerk zu.

»Na, wie war dein Urlaub?«

Gerink blickte kurz auf, sagte aber nichts und vertiefte sich wieder in die Akte.

Er verließ den Lift und drückte sich in der Eingangshalle einen Kaffee aus dem Automaten. Für dieses Gesöff waren sogar die fünfzig Cent zu viel, aber in seiner derzeitigen Verfassung war es ihm unmöglich, auch noch gegen schlechte Gewohnheiten anzukämpfen.

In seiner Abteilung – neben Scatozza und den anderen Kollegen, die ihn ständig nach dem Urlaub fragen würden – hätte er es keine zehn Minuten ausgehalten. Also warf er sich in der Aula in die Ledersitzecke, wo ihn niemand beachtete, und blätterte durch die Papiere.

Teresa Del Vecchio war hübsch, dem Foto nach zu urteilen etwa vierzig Jahre alt. In Florenz geboren, lebte aber seit fünfzehn Jahren in Wien. Die letzten fünf Jahre davon als österreichische Staatsbürgerin. Hatte er richtig gelesen? Die erste Ita-

lienerin, die ihm sympathisch werden könnte. Den Grund für ihren Sinneswandel würde er bestimmt noch erfahren.

Beim Anblick des nächsten Fotos war klar, wen Eisert mit »die Kleine« gemeint hatte: Teresa Del Vecchios Nichte Monica. Sie war einundzwanzig und sah aus wie ein Fotomodel aus einer Agenturmappe. Bestimmt würde sie ihm aus hundert Metern Entfernung anmerken, dass er soeben eine ziemlich frustrierende Phase durchlebte. Er war noch nie gut darin gewesen, seine Gefühle zu verbergen. Jedenfalls hatte die Kleine genauso hübsches rabenschwarzes Haar wie ihre Tante, mit der sie im selben Haus lebte. Allerdings war Teresa Del Vecchio seit einem Monat abgängig, und die italienische Kripo brachte nichts auf die Reihe. Typisch!

Unter Monicas Foto fand er ihre Adresse sowie zwei Telefonnummern für Handy und Festnetz. Offensichtlich war sie Terebras einzige Angehörige in Österreich. Während er den Schriftverkehr zwischen Wien und Florenz überflog, wählte er bereits die erste Nummer. Monica war zu Hause, und Gerink kündigte seinen Besuch an.

Kurz darauf warf er den Kaffeebecher in den Müllheimer, verließ das Gebäude des Bundeskriminalamts und ging über den Josef-Holaubek-Platz zu seinem Wagen. Waren die Italiener nicht berühmt für ihren tollen Kaffee? Bestimmt konnte Monica ihm eine Tasse brühen, die besser war als dieses Gesöff, das ihnen der Automatenaufsteller des BKA zumutete. Währenddessen würde er sich zusammenreißen müssen, die junge Frau nicht anzustarren und dabei ständig an Elena zu denken.

3. Kapitel

Der Bursche an der Rezeption blickte sie desinteressiert an.

»Einen Augenblick«, sagte Elena. Sie ging zu Hödel. »Verschwinden Sie!«, raunte sie ihm zu.

»Nein, ich will es wissen!«, flüsterte er. Seine Stimme duldette keinen Widerspruch.

Elena atmete tief durch. Hödel war zu keinem Kompromiss bereit. Eigentlich hätte sie den Job in diesem Moment abbrechen müssen. Doch sie stand so knapp vor den ersten wirklich interessanten Ergebnissen.

»Na schön«, murmelte sie, als sie die Entschlossenheit in seinen kalten Augen sah. »Nehmen Sie meinen Koffer, setzen Sie ein Lächeln auf und kommen Sie.« Sie drehte sich um und ging mit wiegenden Hüften auf den Rezeptionstisch zu. Hödel folgte ihr.

Sie zog den Rock etwas höher. »Werfen Sie gelegentlich einen Blick auf meine Beine, vielleicht entspannt Sie das – heute dürfen Sie.«

Er blickte eisern geradeaus.

»Und denken Sie daran, dass wir per Du sind«, raunte sie ihm zu, bevor sie die Rezeption erreichten.

»Ja, mein Schatz«, antwortete er, aber es klang nicht echt.

Elena lehnte sich an den Tresen.

»Also doch zu zweit«, sagte der Bursche. »Name?«

Elena übernahm das Reden. »Herr und Frau Kaminski.« Ihre Eltern stammten aus Polen, und manchmal verwendete sie ihren Mädchennamen. Sie buchstabierte »Kaminski«.

Ohne eine Miene zu verzieren, blickte der Bursche ins Gäste-

buch, als müsse er prüfen, ob überhaupt noch ein Zimmer frei sei. Am Montagvormittag um zehn!

Währenddessen suchte Elena das Board mit den Zimmerschlüsseln ab. Zwei fehlten. 103 im ersten und 214 im zweiten Stock. In eines davon war die Blondine mit dem stoppelbärtigen Kerl verschwunden.

»Zimmer 311 ist frei.«

Elena blieb gelassen. Sie warf einen Blick über den Rand der Sonnenbrille und spähte hinter den Tresen. Das Gekritzeln im Gästejournal war kaum zu entziffern, doch sie glaubte die Zahl 214 in der letzten Zeile zu erkennen.

»Wir hätten gern Zimmer 215«, sagte sie rasch. »Alte Gewohnheit.« Dabei lehnte sie sich an den Tresen und warf ihrem Begleiter einen schmachtenden Blick zu. »Nicht wahr, mein Großer?« Sie rieb ihr Knie an seinem Bein.

»Ja natürlich ... Schatz«, antwortete Hödel.

»Von mir aus.« Der Junge kritzelt ins Buch. »Macht siebzig Euro.«

Elena warf Hödel einen auffordernden Blick zu. Wenn er schon unbedingt mitwollte, sollte er auch bezahlen.

»Natürlich.« Er stellte den Koffer ab und griff nach dem Portemonnaie in der Anzugtasche.

Erst jetzt sah der Junge auf und musterte die beiden. An Elenas Körper blieb sein Blick etwas länger haften. Vielleicht fragte er sich, wie viel sie ihrem grauhaarigen Kunden abknöpfte, der aussah wie eine recht passable Kopie eines alternden Filmstars und es nicht nötig zu haben schien, in so eine Absteige zu gehen.

Nachdem der Junge das Geld genommen hatte, reichte er Elena den Schlüssel zu Zimmer 215. Hödel nahm den Koffer und ging voraus.

Elena bemerkte, dass der Junge auf den Aktenkoffer glotzte, und zwinkerte ihm über den Brillenrand zu. »Spielzeug!«

Als sie im Zimmer waren und Elena die Tür abgesperrt hatte, wischte sich Hödel den Schweiß von der Stirn. »Gott, ist mir heiß.«

»Alles in Ordnung«, beruhigte sie ihn. »Knoten Sie Ihre Krawatte auf und machen Sie sich im Bad frisch. Ich brauche noch etwa zehn Minuten.«

»Ich muss in einer Stunde wieder in der Bank sein.«

Daran hätte er früher denken sollen. »Keine Sorge, bis dahin ist alles erledigt.«

Er zerrte an der Krawatte. »Hoffentlich.«

Hödel schwitzte seinen Anzug nass, doch er tat ihr nicht leid. Die emotionale Achterbahnfahrt, die ihm in der nächsten Stunde bevorstand, würde ihm noch mehr Schweiß aus den Poren treiben.

Sie warf ihren Aktenkoffer aufs Bett und ließ ihn aufschnappen. In den schwarzen Schaumstoffvertiefungen lagen ein kleiner Laptop, Kabel, Akkus, Netzteile, Mikrofone und Kameraobjektive.

»Warum ausgerechnet dieses Zimmer?«, fragte er aus dem Bad.

Elena rollte ein Kabel auseinander. »Weil Ihre Tochter nebenan ist.«

4. Kapitel

Teresa Del Vecchios Haus lag am Ende der Cobenzlgasse. Diese Gegend am nördlichen Stadtrand von Wien war nicht gerade eine Villengegend. Der Großteil der Reihenhaussiedlung war so alt wie die umliegenden Weingärten. Es gab hier kaum ein modernes Gebäude mit Pool, Alarmanlage oder Satellitenschüssel.

Die Reihenhäuser waren einstöckig, und Peter Gerink schätzte sie mit Keller auf nicht einmal hundertzwanzig Quadratmeter. Teresa Del Vecchios Vorgarten mit den Blumenbeeten war als Einziger gepflegt, und das, obwohl sie seit einem Monat vermisst wurde. Offensichtlich kümmerte sich ihre Nichte Monica um den Garten mit dem winzigen Seerosenteich, über dem ein Holzklöppelspiel an einem Balken im Wind schwang und ab und zu ein hohles *Klick-Klack* von sich gab.

Monica Del Vecchio öffnete die Tür. In echt sah sie noch besser aus als auf dem Foto. Einige Jahre älter, das Gesicht schlanker und der Blick ernster. Ein gewisser Ausdruck von Härte und Trotz lag in ihren Augen. Sie erinnerte ihn an eine jugendliche Mischung aus Monica Bellucci und Ornella Muti. Allerdings kannte er sich mit Filmen nicht besonders gut aus – und mit Frauen noch weniger. Er verstand ja nicht einmal seine eigene Ehefrau.

»Sie sind der Kripobeamte, der eben angerufen hat, nicht wahr?«, stellte sie fest. Ihre Stimme klang rauchig und reserviert.

Er nickte.

Sie musterte ihn ausgiebig. »Kommen Sie herein.«

Er blieb einen Moment auf dem Schuhabstreifer stehen und

blickte ihr nach, wie sie durch den Vorraum ging. Sie trug weiße Socken und einen eng anliegenden orangefarbenen Jogginganzug. Aber diese Frau würde sogar in einem alten Jutesack gut aussehen.

Monica stand im Wohnzimmer und winkte ihn weiter. »Kommen Sie.«

Gerink säuberte die Schuhe und betrat das Haus.

»Sie können sie anlassen, es regnet ja nicht.«

Ein milder Duft von Räucherstäbchen lag in der Luft. Im Vorraum hingen einige Ölgemälde.

»Haben Sie die Bilder gemalt?«

Sie kam in den Vorraum zurück und schaltete das Licht an. »Die stammen von meinem Vater. Er hatte eine eigene Maltechnik. Ich erwähne das nur, weil das bei so einem Druck nicht zur Geltung kommt. Die Originale sind etwa zwei mal zwei Meter groß, hängen entweder in einem Museum oder wurden längst über Galerien an anonyme Sammler versteigert.«

Gerink würde noch herausfinden, weshalb sie von ihrem Vater in der Vergangenheit sprach. Er betrachtete eines der Gemälde, das eine Kirche zwischen Olivenhainen zeigte, die in der Mittagshitze ihr von Weihrauch geschwängertes Innerstes regelrecht nach außen schwitzte. Das Motiv erinnerte ihn an seinen letzten Urlaub mit Elena im September vorigen Jahres auf Korsika. Sie hatten sich ein Motorrad geliehen, waren um die Insel gefahren und hatten in Herbergen übernachtet. An einem Sonntag waren sie sogar nur zum Essen aus dem Bett gekrochen. All das hatte sie an den ersten gemeinsamen Urlaub erinnert, als sie mit Zelt und Motorrad in Irland unterwegs gewesen waren. Elena war in Korsika schwanger geworden, hatte das Baby aber im dritten Monat verloren. Nachher war nichts mehr so gewesen wie früher.

Er betrachtete das Gemälde. Es war nicht schlecht, allerdings

bezweifelte er, ob er selbst auf dem Original erkannt hätte, dass der Künstler eine besondere Maltechnik verwendet hatte. Gerink konnte einen Picasso nicht von U-Bahn-Graffiti unterscheiden.

Am unteren Rand entzifferte er die schwungvolle Signatur von *Salvatore Del Vecchio*. Der Namenszug war farblich in das Motiv des Gemäldes eingearbeitet und nicht gleich auf den ersten Blick erkennbar. Ohne den surrealen Touch und die überzogenen Farben hätte ihm das Bild sogar gefallen. Doch offenbar machte genau das die Einzigartigkeit aus – andernfalls würden die vier Quadratmeter großen Gemälde wohl kaum in Museen hängen.

Er ging weiter. Im Wohnzimmer roch es dezent nach Zimt und Vanille. Der Raum war mit hellen Holzmöbeln eingerichtet. Der Flickenteppich sah aus wie selbst gewebt. In der Ecke standen eine bequeme Couch, jede Menge CD- und Bücherregale, aber kein Fernsehgerät. Gerink bemerkte eine Werkausgabe von Charles Bukowski, die er auch besaß und in seiner Jugend gelesen hatte, als er viel mit dem Motorrad unterwegs gewesen war. Eine Tür führte in die Küche und eine geschwungene Holztreppe ins obere Stockwerk. Durch das Wohnzimmerfenster sah Gerink in den Garten des Nachbargrundstücks, wo einige Kinder auf einer Holzschaukel turnten.

Er wedelte mit der Akte. »Ich bin heute Morgen mit der Suche nach Ihrer Tante beauftragt worden.«

»Ach, doch so schnell? Wie großartig!« Ihr Blick blieb ernst.
»Was hat die italienische Polizei bisher herausgefunden?«

»Vermutlich nichts, aber das soll sich ändern. Deshalb bin ich hier.«

Schlagartig wurde der Ton in ihrer Stimme kälter. »Ich habe die Vermisstenanzeige vor *einem Monat* gemacht – und erst jetzt werden Sie mit dem Fall betraut, und Sie kommen her, um mir zu sagen, dass Sie nichts wissen! Die Del Vecchios sind keine

unbekannte Familie. Wie kann das sein?« Ihre braunen Augen verfinsterten sich.

Er hätte es wissen müssen. Hinter der Fassade der jungen Italienerin, die bereitwillig über die künstlerischen Erfolge ihres Vaters sprach, verbarg sich eine jähzornige Göre. Gerink konnte ihre Verbitterung gut nachvollziehen. Aber wenn sie Dampf ablassen wollte, war sie bei ihm an der falschen Adresse. Im Moment hatte er selbst große Lust, jemandem in den Hintern zu treten.

»Ich verstehе Ihren Zorn, doch lassen Sie mich erst einmal erklären, was bisher geschehen ist.«

Sie sah aus dem Fenster. »Was gibt es da zu erklären?«

Er erzählte ihr, dass sich das Landeskriminalamt Wien vor einem Monat um die Vermisstenanzeige ihrer abgängigen Tante gekümmert hatte. Über das Bundeskriminalamt war der Auslandsschriftverkehr mit der Kripo in Florenz aufgenommen worden. Allerdings erwies sich die Florentiner Kripo als zu träge, in ihrem Land eine österreichische Staatsbürgerin mit Wiener Hauptwohnsitz zu finden, wie Gerink es vorsichtig formulierte. Faxmeldungen wurden verschlampft, E-Mails blieben unbeantwortet, und telefonische Rückrufe wurden zwar angekündigt, erfolgten aber nie.

Schließlich verfassten die Beamten einen Anlassbericht an die zuständige Wiener Staatsanwältin – seitenlanges Gewäsch, das nichts Konkretes aussagte und das Gerink nun in Händen hielt. Währenddessen entschied die Staatsanwältin, wie es weitergehen sollte.

»Ich beginne praktisch bei null«, gestand Gerink, »eben deshalb möchte ich Sie bitten, mir zu helfen.«

»Tut mir leid, dass ich Sie vorhin angeschnauzt habe«, entschuldigte sie sich.

»Schon gut. Wie gesagt: Ich verstehе Ihren Zorn.«

Ihre Gesichtszüge entspannten sich. »Darf ich Ihnen etwas anbieten?«

Gerink dachte an den Kaffeebecher, den er kürzlich entsorgt hatte. »Einen starken italienischen Kaffee.«

Sie sah ihn an, als wollte er sie auf den Arm nehmen.

»Illy, Lavazza oder etwas in der Richtung ...« Er verstummte, als er ihren Blick sah.

»Das ist der Grund, weshalb ich die Toskana verlassen habe.«

»Der Kaffee?«

Nun lachte sie zum ersten Mal. »Der italienische Lebensstil. Wie wäre es mit einer Wiener Melange?«

»Danke.«

»Danke, ja oder danke, nein?«

»Danke, ja.« Diese Frau verwirrte ihn.

Sie ging in die Küche, drückte eine Taste der Kaffeemaschine, setzte sich auf die Arbeitsfläche und ließ die Beine lässig über die Kante baumeln.

»Sie kennen vielleicht nur Rom, den Schiefen Turm von Pisa, Spaghetti, Pizza oder Lavazza, und das alles mag Sie faszinieren, doch mir steht es bis hier.« Sie hob die Hand über den Kopf. »Vor allem die Lebenseinstellung der Italiener.«

Mir auch! Im Moment konnte Gerink das gut nachvollziehen. Er stand im Türrahmen und hörte ihr zu. Sie sprach ein schönes Deutsch, aber mit einem abgehackten südländischen Akzent.

»Meine Tante und ich sind Seelenverwandte. Sie lernte vor über fünfzehn Jahren am Strand von Livorno einen Wiener Geschäftsmann kennen und zog mit ihm in dieses Haus. Ein Großhändler. Er verkauft Waschmaschinen, aber nach ein paar Schleudergängen war der Saft raus.« Sie schmunzelte. »Die Beziehung hielt nicht lange, doch Tante Teresa blieb hier. Vor einiger Zeit hat sie die italienische Staatsbürgerschaft abgelegt und die österreichische angenommen. Sehr zum Missfallen meiner

Großmutter Zenobia ... *uhhh!*« Monica ließ die Hände über ihrem Kopf kreisen, als wollte sie Gespenster vertreiben.

»Der Clan der Del Vecchios sieht es nicht gern, wenn jemand der Familie den Rücken kehrt. Aber Teresa ging schon immer eigene Wege. Dabei ließ sie sich von nichts und niemandem unterkriegen. Sie ist starrköpfig wie ein Esel – eine echte Del Vecchio eben.«

Und nun ist sie verschwunden.

»Sind Sie ebenfalls eine Abtrünnige?«, fragte er.

»Abtrünnige« ist gut.« Sie lachte. »Kann man so sagen.«

»Warum?«

Sie hob die Schultern. »Ich bin froh, wenn ich mit der Familie nichts mehr zu tun habe. Belassen wir es dabei.« Sie sprang von der Arbeitsfläche und reichte ihm die Tasse.

Sie gingen ins Wohnzimmer und setzten sich auf die Couch.

»Sind Sie nach Wien gezogen, weil Ihre Tante hier lebt?«

»Nicht bloß deswegen. Sehen Sie, mein Vater – Teresas Bruder – war Maler, und meine Mutter studierte vor mehr als zwanzig Jahren an der Kunstakademie in Wien.«

»Ist sie auch Italienerin?«

»Sie *war* es.« Monica machte eine Pause. »Sie ist vor einem Jahr bei einem Reitunfall gestorben.«

»Das tut mir leid. Und Ihr Vater?«

Sie starrte lange Zeit aus dem Fenster, ehe sie antwortete. »Ich bin allein.«

Erst jetzt wurde Gerink die Tragweite des Falls bewusst. Monica hatte keine Eltern mehr, und wie es schien, war Teresa das einzige Familienmitglied, an dem sie hing.

»Ist schon okay.« Sie zuckte mit den Achseln. »Möglicherweise habe ich ein wenig vom Talent meines Vaters geerbt. Ich kam nach Wien, um wie meine Mutter an der Luttenberg Akademie Kunst und Malerei zu studieren.«

»Bei Ihrem Deutsch hätte ich meine Hand dafür ins Feuer gelegt, dass Sie seit mindestens fünfzehn Jahren hier leben.«

»Vielen Dank. Tatsächlich sind es aber erst drei. Teresa sprach von Anfang an Deutsch mit mir, weil wir ...«

»... Seelenverwandte sind?«, half Gerink nach.

»So ist es.«

Er stellte die Tasse auf den Tisch und lehnte sich auf der Couch zurück. »Erzählen Sie mir von Ihrer Tante. Hatte sie Feinde? Ist sie untergetaucht? Könnte sie jemand entführt haben?«

»Das ist es ja gerade. Sie ist ein großartiger Mensch, den alle lieben.« Monica erhob sich und nahm ein Fotoalbum von einem der Wandregale.

Während sie es durchblätterten, erzählte Monica von ihrer Tante. Teresa war ausgebildete OP-Schwester und arbeitete in der Chirurgie des Wiener Allgemeinen Krankenhauses. Nach mehreren gescheiterten und kinderlosen Beziehungen war sie die letzten drei Jahre Single geblieben. An interessierten Männern hatte es jedoch nie gemangelt. Sie begleitete Monica öfter zu Studententreffs oder Künstlerpartys, wo sie sich trotz ihrer vierzig Jahre unter den bedeutend Jüngeren wohl fühlte wie ein Fisch im Wasser.

Je mehr Fotos Gerink sah, desto eher kam er zu dem Schluss, dass Teresa und Monica nicht seiner Klischeevorstellung der italienischen Hausfrauen und *Mamas* entsprachen, die mit einer Schürze um die breiten Hüften in der Küche vor dem Herd standen. Zwei moderne und selbstständige Frauen, die dem Familienclan und der italienischen Lebensweise den Rücken gekehrt hatten.

Auf der letzten Seite klebte nur noch ein Foto. Es zeigte Monica und Teresa vor dem Schauhaus eines Autohändlers neben einem nagelneuen glänzenden Ford Cabrio. Die Frauen waren sommerlich gekleidet und strahlten übers ganze Gesicht.

»Das war in diesem Frühjahr an einem verdammt heißen Tag«, erklärte Monica. »Vor einem Monat ist Teresa, ohne es wirklich zu wollen, in die Toskana gefahren.« Sie saß im Schneidersitz auf der Couch und spielte mit einer langen Haarsträhne. »Meine Großmutter, Zenobia, übte so viel Druck auf sie aus, dass Teresa letztendlich eine Woche Urlaub nahm, ihren Koffer packte und mit dem Wagen nach San Michele fuhr.«

»Weshalb?«

Monica hob die Schultern. »Teresa erzählte etwas von einer Trauerfeier, aber das hat mich nicht interessiert.«

»Wissen Sie für wen?«

Sie hob die Schultern. »Keine Ahnung. Ist mir auch egal.«

»Hätten Sie Ihre Tante nicht begleiten sollen?«

»Bestimmt hätte Zenobia das gewollt, doch wie gesagt: Ich will mit meiner Verwandtschaft nichts mehr zu schaffen haben. Außerdem musste ich mich Ende April auf meine vorletzte Abschlussprüfung an der Akademie konzentrieren, und ich hatte meine erste eigene Vernissage. Teresa akzeptierte meine Entscheidung.«

»Wie ist die Ausstellung gelaufen?«

»Sie hätte besser sein können.«

Eine Frage interessierte Gerink noch. »Stammte Ihre Mutter auch aus einem – wie Sie es nennen – Familienclan?«

Mit einem bitteren Lächeln schüttelte Monica den Kopf. »Meine Mutter ist in einem Waisenhaus in Siena aufgewachsen. Sie besaß nichts, aber sie war elegant, bildhübsch und intelligent. Und sie hat sich nach oben gekämpft, als Näherin, Kellnerin und Setzerin in einer Druckerei geschuftet, bei der Weinlese geholfen, Rebstücke geschnitten und sogar bei einem Tierarzt Kälber zur Welt gebracht. Kein Job war ihr zu anstrengend. Schließlich hat sie in Wien studiert und ist zurück nach Siena gegangen, wo sie den großen Maler Salvatore kennengelernt und in den

Clan der Del Vecchios eingeheiratet hat. *Was für eine Ehre!*« Sie presste die letzten Worte mit einem zynischen Unterton hervor.

Nach einer Schweigeminute, in der nur das Lachen der Nachbarskinder zu hören war, klappte Gerink sein Notizbuch zu. Er hatte die wichtigsten Details mitgeschrieben und hoffte, dass er genug über Teresa Del Vecchio erfahren hatte, um sich in ihre Lage zu versetzen. Wer immer sie in San Michele hatte verschwinden lassen, musste einen triftigen Grund dafür gehabt haben.

»Darf ich das Foto von Ihnen und Ihrer Tante behalten?«

Sie blickte nicht einmal herüber. »Wenn es Ihnen hilft.«

Gerink nahm es aus den Fotoecken und steckte es wie ein Lesezeichen in das Notizbuch. Dann erhob er sich. »Ich rufe Sie an, sobald ich etwas herausgefunden habe.«

Sie kaute an der Unterlippe, dann hob sie den Blick. »Wird das passieren?«

Er war seit mehr als zehn Jahren Entführungsspezialist beim BKA, und diese Zeit hatte ihn gelehrt, dass eine Lösegeldforderung von Entführern stets ein gutes Zeichen war. Doch hier gab es keine. Er wusste nicht einmal, ob es überhaupt eine Entführung war. Er wusste *nichts*. Und in der Zwischenzeit war ein Monat vergangen. Falls er recht behielt, war es nur eine Frage von Wochen oder Monaten, bis Teresas Leiche irgendwo auftauchen würde.

»Ich werde Ihre Tante finden.« Er wollte sich bereits abwenden, als er in ihren Augen sah, dass ihr noch etwas auf dem Herzen lag.

»Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten.« Die Worte schienen ihr schwerzufallen. »Vielleicht könnten Sie Ihre Ermittlungen etwas ausdehnen?«

Er sah sie fragend an. »Ausdehnen?«

»Mein Vater ist ebenfalls spurlos verschwunden ... vor einem Jahr.«

5. Kapitel

Elena startete das Notebook. Der Akku reichte für drei Stunden. Während sie sicherheitshalber das Netzteil bereitlegte, kam Gerhard Hödel mit einem Handtuch aus dem Badezimmer. Er hatte sich frisch gemacht, so wie sie es ihm geraten hatte – mit dem Effekt, dass ihm die wenigen grauen Haare zerzaust vom Kopf abstanden.

Hödel liebte seine Tochter abgöttisch. Bestimmt wusste Lydia, dass sie alles von ihrem Vater verlangen konnte und er ihr das meiste verzeihen würde. Möglicherweise auch Diebstahl oder ein Verhältnis mit einem zwielichtigen Kerl. Doch was sich soeben im Nebenzimmer abspielte, war keine gewöhnliche Affäre – das sagte Elenas Bauchgefühl. Sie beobachtete das Paar nun schon seit einer Woche. Hödels Tochter trug stets Kopftuch und Sonnenbrille. Sie und ihr Liebhaber tauschten in der Öffentlichkeit nie Zärtlichkeiten aus. Nach Elenas Meinung dauerte dieses merkwürdige Tête-à-Tête noch nicht lange – falls es überhaupt eines war. Sie wusste nicht, ob Gerhard Hödel diesen Teil der Geschichte eigentlich hören wollte.

Elena nahm die gerade mal einen Zentimeter große Minikamera mit dem Weitwinkelobjektiv und der eingebauten Tonübertragung aus dem Koffer. Hödel stand mit den Händen in den Hosentaschen vor dem Bett und betrachtete das Equipment in den Schaumstoffvertiefungen.

»Sieht nach Geheimdienstkram aus«, murmelte er. »Ist das die Standardausrüstung einer Privatdetektivin?«

Jetzt kamen die Fragen. Auch ein Grund, warum sie ihn ei-

gentlich nicht hatte mitnehmen wollen. »Das hat mir ein Bekannter geliehen. Er arbeitet im Zoo. Die Kameras werden verwendet, um Vogelnester zu beobachten.« Etwas Besseres fiel ihr nicht ein.

Hödel nickte. Offensichtlich gab er sich mit der Antwort zufrieden. Er brauchte nicht zu wissen, woher die Ausrüstung tatsächlich stammte.

»Und damit können Sie ...?«

»Ja«, unterbrach sie ihn. »Lassen Sie mich meine Arbeit machen. Sie werden es sehen, wenn ich so weit bin.«

Sie musste seine Neugier abwürgen, denn die Zeit drängte. Das Pärchen im Nebenraum war bestimmt schon seit zehn Minuten zugange, und Elena hatte keine Zeit gehabt, die Hotelzimmer vorher auszukundschaften. Sie stand auf und blickte zur Zimmerdecke. Sie musste einen Weg für die Kamera finden. Normalerweise benutzte sie die Klimaanlage, die alle Zimmer miteinander verband, doch diesen Luxus bot das Hotel nicht. Durch die Steckdose an der Wand konnte sie ebenso wenig gehen, denn falls die Zimmer wie üblich spiegelverkehrt angeordnet waren, würde ihr der Nachtschrank die Sicht aufs Bett verdecken.

Okay, denk nach! Du musst einen Weg finden. Sie blickte zur Tür. Der untere Türspalt war zu schmal, und der Teppich ließ sich nicht tief genug eindrücken, damit sie vom Gang aus die Kamera ins Zimmer schieben konnte. *Verdammt!*

Indessen ging Hödel auf und ab und knetete eine Camel-Packung in der Hand. Er hielt vor dem Fenster und zog den Vorhang auf. »Stört es Sie, wenn ich auf dem Balkon eine rauche?«

Der Balkon! Sie starnte ihren Auftraggeber an, der angespannt vor der Glastür stand. *Das ist die Lösung!*

Sie ging auf ihn zu. »Sie können im Zimmer rauchen, hier gibt es keine Feuermelder.«

Elena öffnete die Balkontür und trat ins Freie. Um diese Uhrzeit hatte sich der Frühverkehr in der Wiener Innenstadt einigermaßen beruhigt. Eine Straßenbahn ratterte unter dem Balkon vorbei, und wie üblich hupten einige Taxifahrer. Wenn man das Erdgeschoss hinzuzählte, befand sie sich in der dritten Etage. Ein Balkon verband jeweils zwei Apartments miteinander, doch dummerweise lag das Zimmer, in dem Hödels Tochter vermutlich gerade aus ihrem Stringtanga schlüpfte, auf der anderen Seite. Die beiden Balkonbrüstungen lagen jedoch nur einen Meter auseinander. Die Vorhänge im Nebenraum waren zugezogen, aber das Fenster neben der Balkontür war gekippt. Das zehn Meter lange Kabel für die Kamera würde ausreichen.

»Können Sie mir kurz helfen?«, flüsterte sie.

Hödel drückte die Zigarette aus und trat auf den Balkon. Elena schlüpfte aus den Stöckelschuhen, raffte ihren Rock hoch und setzte sich auf die Brüstung. »Geben Sie mir die Hand.«

»Sie wollen doch nicht etwa da hinüberklettern?«

»Natürlich. Machen Sie schon!«

»Sind Sie verrückt?«, ächzte er und warf einen Blick zur Straße hinunter. »Das sind mindestens zehn Meter!«

»Leiser!«, zischte sie und nickte zum gekippten Fenster des Nachbarbalkons. »Ich habe nicht vor abzustürzen.« Sie klemmte sich das Kabel, an dem die Minikamera hing, zwischen die Zähne. »Los jetzt!«, nuschelte sie.

Er reichte ihr den Arm. Sein Händedruck war kräftig. »Seien Sie um Himmels willen vorsichtig.«

Dank ihres Jiu-Jitsu-Trainings, das sie seit ihrem zwölften Lebensjahr machte, war sie gelenkig und immer noch in Form. Diese kleine Übung auf dem Balkon sollte kein Problem darstellen. Sie schwang die Beine über die Steinbalustrade, stellte sich auf den Sims und machte einen Schritt auf den anderen Balkon. Als Hödel ihre Hand losließ, umklammerte sie die andere Brüs-

tung und zog sich hinüber. Unter ihr hupten die Autos, doch keiner der Passanten bemerkte, dass eine Frau in Minirock und Netzstrümpfen über die Balustrade des Hotels kletterte.

Es war nicht notwendig, dass sie den Balkon betrat. Nach vorn gebeugt erreichte sie mit ausgestreckter Hand das gekippte Fenster. Sie bog das Hartplastikkabel zu einem Haken, steckte die Minikamera in den Spalt und schob sie um den Vorhang herum in den Raum. Gewiss war Lydia Hödel zu sehr damit beschäftigt, ihrem raubeinigen Lover das Hemd aufzuknöpfen, als dass sie die Kamera bemerkte.

»In meinem Koffer liegt eine Rolle Klebeband«, flüsterte sie Hödel zu, der das Kabel in der Hand hielt, als wollte er sie damit sichern, falls sie abstürzte.

Er brachte ihr das Band. Sie riss mit den Zähnen einen Streifen von der Rolle ab und fixierte das Kabel am Fensterrahmen. Anschließend kletterte sie zurück.

»Ach Kacke!«, schimpfte sie.

Hastig blickte er sich um. »Was ...?«

»Ich habe mir die Strümpfe zerrissen.«

Für einen Augenblick gaffte er auf ihre Beine, dann sah er weg.

Elena musste schmunzeln. »Sie wären ein prima Detektivhelper. Wollen Sie als Juniorpartner bei mir einsteigen?«

Er sah sie mit ernstem Blick an. »Ich kann nicht, meine Bank ...«

»Natürlich, war bloß ein Scherz.«

Bestimmt hatte er schon in seiner Jugend ziemlich gut ausgesehen und war stets höflich gewesen, dachte sie. Doch das Leben hatte ihn verändert. Als junger Witwer und alleinerziehender Vater wollte er, nach eigenen Angaben, nur das Beste für seine Tochter erreichen – womöglich ihr ganzes Leben lang. Mittlerweile war Lydia einunddreißig, hatte einen Job und verdiente recht gut, aber Hödel umsorgte sie immer noch, als könne sie

nicht auf eigenen Beinen stehen. Elena war klar, warum Lydia Abenteuer und Abwechslung in einem zwielichtigen Stundenhotel suchte. Nicht jede Frau war für das Leben als Tochter an der Seite eines korrekten und langweiligen Bankiers geschaffen. Manche mussten aus der Rolle ausbrechen, die ihnen das Leben aufzwang.

Andererseits war Hödels Absicht, seine Tochter überwachen zu lassen, nicht unberechtigt. Kürzlich waren mehrere Geldbeträge und schließlich zwei größere Summen von seinem Privatkonto verschwunden, auf das seine Tochter Zugriff hatte. Lydia verschob in letzter Zeit private und berufliche Termine, änderte ihre Frisur, ließ sich von ihrer Sekretärin verleugnen und war nur noch selten am Handy zu erreichen. Außerdem wollte sie alles über ihren Vater wissen. Irgendetwas hatte sich im Leben der jungen Frau dramatisch geändert, und in wenigen Minuten würden sie vielleicht den Grund dafür erfahren.

Elena saß mit dem Notebook an dem kleinen Tisch und schob den Stecker des Kamerakabels in den Computer. Gerhard Hödel hatte die Balkontür angelehnt, die Vorhänge zugezogen und kam zu ihr. Der Mauszeiger schwebte über dem Icon des Videoprogramms. Gleich kam der Moment der Wahrheit.

»Wollen Sie wirklich zusehen?«, fragte sie.

»Schließlich bezahle ich Sie dafür.«

»Ich weiß, aber es könnte sein, dass Sie Dinge sehen werden, die Sie niemals wieder aus dem Kopf bekommen.«

»Ich kann mir denken, was da drüben vorgeht.« Er öffnete einen Hemdknopf. Schweiß perlte auf seiner Stirn. »Aber ich brauche Gewissheit, wozu sie mein Geld verwendet. Lydia ist krank. Sie ist mein einziges Kind, verstehen Sie das?«

Natürlich. Sie verstand nur zu gut. »Ich möchte bloß verhindern, dass Sie den Verstand verlieren, hinüberlaufen und die Tür eintreten. Dann wäre alles umsonst gewesen.«

Er atmete tief durch. »Halten Sie mich für so unkontrolliert?«

»Ja.«

»Sie täuschen sich, ich bin auf alles gefasst.«

»Gut.« Sie klickte das Videoprogramm an.

Die Minikamera war mit den besten Bildsensoren ausgestattet, die kristallklare Farbbilder in hoher Auflösung lieferten. Normalerweise! Peter, von dem das Equipment stammte, hatte ihr versichert, dass die Videoübertragung absolut ruckelfrei war. Trotzdem war das Bild unscharf. Möglicherweise lag es an der veralteten Grafikkarte des Notebooks. Außerdem stand die Aufnahme auf dem Kopf. Elena drehte das Bild um hundertachtzig Grad und bekam die Totale des Nachbarzimmers im Weitwinkel zu sehen. Gewöhnlich reichte der Kamera eine geringe Lichtmenge von 0,5 Lux, doch das Bild war zu grell. Elena musste die Helligkeit reduzieren. Im Nebenraum waren die Vorhänge zwar zugezogen, doch offensichtlich brannten alle Lampen.

Hödels Kopf wanderte näher zum Monitor. »Was zum Teufel geht dort drüben vor?«

»Einen Moment noch.« Elena erhöhte die Lautstärke.

»Werden Sie es machen?«, fragte Hödels Tochter.

»Kommt auf den Preis an, den Sie zu zahlen bereit sind. Und darauf, was Sie erfahren haben«, antwortete ihr Begleiter.

»Hier sind die Unterlagen.«

Der Mann blätterte durch einen Stapel Papiere. »Ich brauche Details. Orte und Uhrzeiten.«

»Das ist schwierig wegen seiner Dienstreisen.«

»Haben Sie Zugriff auf den Kalender in seiner Bank?«

6. Kapitel

Peter Gerink sah Monica erstaunt an. »Ihr Vater ist auch verschwunden? Wurde er möglicherweise entführt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Kurz nachdem meine Mutter gestorben war, ist er abgehauen und hat nur einen kurzen Abschiedsbrief hinterlassen«, erklärte sie. »Er schrieb, dass er um sie trauern müsse und sich deshalb an einen nur ihm bekannten Ort zurückziehen wolle.«

Der jungen Frau war nichts erspart geblieben. Aber im Fall ihres Vaters konnte Gerink ihr nicht helfen. Außerdem ergab die Geschichte keinen Sinn – zumindest im Moment noch nicht.

Er setzte sich wieder auf die Couch. »Ich dachte, Sie wollten mit Ihrer Verwandtschaft nichts zu tun haben?«

»Mit Ausnahme meines Vaters. Er war anders als der Rest der Familie. Für ihn war ich immer seine Sternschnuppe. Er platzte vor Stolz, als er erfuhr, dass ich Kunst studieren wollte, um eines Tages ...«

»... in seine Fußstapfen zu treten?«

Sie lächelte. »Dann wäre ich immer einen Schritt hinter ihm geblieben. Nein, ich sollte meinen eigenen Zugang zur Kunst finden, um seine Werke eines Tages zu verstehen.«

Gerink dachte an das schreckliche Gemälde mit der schwitzenden Kirche im Vorraum. Was gab es da zu verstehen? Musste man tatsächlich studieren, um diese Art Kunst zu begreifen?

»Wo wurde Ihr Vater zuletzt gesehen?«

»In San Michele, letztes Frühjahr auf dem Familiensitz der Del Vecchios.«

Wie Teresa.

»Lebte er in Italien?«

Sie nickte.

Die Sache sah düster aus. »Ich würde Ihnen gern helfen, doch dafür ist die italienische Kripo zuständig.«

»Ich weiß.« Frust klang in ihrer Stimme mit.

»Außerdem wirkt es so, als wollte sich Ihr Vater freiwillig absetzen. Falls also nichts gegen ihn vorliegt und keine – beispielsweise – Unterhaltszahlungen von ihm ausständig sind, wird die Kriminalpolizei nicht gerade Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um ihn zu finden.«

»Die haben *gar nichts* getan.«

Das war zu erwarten gewesen. Ein nettes Kerlchen, dieser Salvatore Del Vecchio. Monicas Mutter starb, und er machte sich aus dem Staub und hinterließ seiner »Sternschnuppe« bloß einen Brief. Trotzdem wollte sie ihn finden. Das Mädchen tat Gerink leid, aber für diesen Fall war das österreichische Bundeskriminalamt nicht zuständig. Bestimmt sah sie die Antwort in seinem Gesicht.

»Was raten Sie mir?«, fragte sie.

»An Ihrer Stelle würde ich mich an einen italienischen Privatdetektiv wenden.«

Sie lachte laut auf. »Oh, danke für den großartigen Tipp. Das haben Tante Teresa und ich letztes Jahr bereits getan und sechstausend Euro hingeblättert, für die ich sieben Monate lang neben der Uni als Aushilfskraft in einem Pub schuften musste. Und was ist dabei rausgekommen?«

Das tat Gerink in der Seele weh. Jemand hatte das Mädchen kräftig ausgenommen. »Möglicherweise haben Sie den falschen Detektiv engagiert.«

»Teresa ist OP-Schwester, und ich studiere Kunst – woher sollen wir wissen, wer der Richtige für diesen Job ist?«

Gerink erhob sich und zog eine Visitenkarte aus seiner Brieftasche.

Monica betrachtete sie. »Eine Frau?«

»Sie wohnt in Wien und ist die Beste, die ich kenne. Außerdem lässt sie beim Honorar mit sich reden und knöpft einer Studentin bestimmt keine sechstausend Euro ab.«

»Elena Gerink«, murmelte Monica. »Ist das etwa Ihre ...?«

»Mhm, ja.« Es klang wehmütig. Der Gedanke an Elena fuhr ihm wie eine Klinge in den Magen. »Sie wird Ihnen helfen – und falls nicht, kann sie Ihnen bestimmt einen Rat geben, was zu tun ist.«

Monica drehte eine Haarsträhne zwischen den Fingern. »Ich weiß nicht. Seit Teresa verschwunden ist, muss ich allein für die Betriebskosten des Hauses aufkommen.«

»Versuchen Sie es«, riet Gerink ihr. »Elena hat Rechtswissenschaften studiert, führt seit drei Jahren eine eigene Detektei, bildet nebenbei jüngere Kollegen aus und hat schon viele scheinbar unlösbare Fälle erfolgreich abgeschlossen. Das ist der einzige seriöse Tipp, den ich Ihnen geben kann. Vergessen Sie alles andere.«

»Danke.« Monica erhob sich und begleitete ihn zur Tür.

Bevor er das Haus verließ, drehte er sich noch einmal um und deutete auf die Karte in ihrer Hand. »Falls Sie mit ihr telefonieren, würden Sie ihr bitte etwas von mir ausrichten?«

Monica sah ihn verwirrt an. »Ich dachte, sie sei Ihre Frau?«

»Das ist kompliziert. Jedenfalls ... Sie hat immer noch mein Notebook mit der Ausrüstung.«

7. Kapitel

Gerhard Hödel stand neben dem Tisch, einen Fuß auf dem Stuhl, und starrte ungläubig auf den kleinen Monitor. »Was zum Teufel macht Lydia da?«, presste er hervor.

»Ich schätze ...«

In diesem Moment vibrierte Elenas Handy. *Ausgerechnet jetzt!* Sie griff in die Handtasche, warf einen Blick auf die ihr unbekannte Nummer und drückte den Anruf weg.

»Wird sie erpresst?«, fragte Hödel.

Elena schüttelte den Kopf. Sie ahnte bereits nach den ersten Sätzen, die sie belauscht hatten, worum es ging. Am liebsten hätte sie die Übertragung gestoppt und den Beschattungsauftrag abgebrochen. Das war eine Sache für die Kripo.

Gerhard Hödel war knapp sechzig Jahre alt, eine charismatische Person, Gründer und Vorstandsvorsitzender der Hödel-Immobilien-Bank mit zwölf Niederlassungen in Wien und Osteuropa und nagte nicht gerade am Hungertuch. Trotzdem zahlte er bestimmt keine dreitausend Euro, um jetzt auszusteigen.

Mittlerweile wusste er, dass seine Tochter ein dubioses Verhältnis unterhielt, für das sie viel Geld benötigte. Was er mit dem Videomaterial anfangen wollte, blieb ihm überlassen. Er hätte seine Tochter damit fertigmachen, beruflich und privat ruinieren können. Aber Elena vermutete, dass er nur Gewissheit brauchte, was seine Tochter in ihrer Freizeit trieb, um seine kleine Familie zusammenzuhalten. Sie schätzte, dass er Lydia nicht einmal würde wissen lassen, dass er von ihren geheimen Treffen und den abgebuchten Geldbeträgen wusste. Er wollte ihr helfen,

falls sie in Schwierigkeiten steckte. Die Frage war allerdings, ob das funktionieren würde, wenn man einander misstraute und nachspionierte. Doch das war Hödels Problem.

Jedenfalls war Lydia mit dem raubeinigen Mann nicht ins Bett gestiegen. Sie saßen beide *auf* dem Bett – angekleidet – und unterhielten sich. Lydia hatte nicht einmal ihre Sonnenbrille abgenommen, und ihr Begleiter hatte nur das Sakko abgelegt.

»Können Sie den Ton lauter stellen?«, fragte Hödel.

Elena schüttelte den Kopf. Die Lautsprecher des Notebooks waren bereits bis zum Anschlag aufgedreht.

Sie lauschten.

»Reichen diese Unterlagen?«, erklang Lydias Stimme vom Verkehrslärm der Straße überlagert aus dem Notebook.

Der Mann nickte. »Denke schon.«

Elena konnte es nicht genau identifizieren, aber seine Stimme hatte einen bosnischen oder serbischen Akzent. Die Bewegungen seiner Lippen erschienen zeitverzögert auf dem Monitor.

Lydia kramte ein Foto aus ihrer Handtasche und legte es zwischen ihnen auf das Bett. »Hier ist noch ein Foto von ihm.«

»Falls sich eine Änderung in seinem Terminkalender oder bei seinen Dienstreisen ergibt, rufen Sie diese Nummer von einer Telefonzelle aus an. Ich sage Ihnen, wann es losgeht. Dann sollten Sie am besten im Ausland sein.«

Gerhard Hödel zog an seinem Krawattenknoten. »Meine Tochter will jemanden überwachen lassen?«

»Vermutlich geht es um Sie.«

Hödel starrte sie ungläubig an. »Das ist doch ein Witz! Ich bin seit fünfzehn Jahren Witwer und hatte seit dem Tod meiner Frau keine Beziehung mehr. Ich habe mein gesamtes Leben für sie ...«

»Ihre Tochter möchte Sie nicht beschatten lassen«, unterbrach Elena ihn.

»Was zum Teufel dann? Ich dachte ...«

Elena ließ die Aufzeichnung weiterlaufen, schaltete jedoch den Ton ab. Hödel musste nicht alle Details erfahren.

Irritiert blickte er auf die verstummmten Lautsprecher. »Was tun Sie da?«

»Atmen Sie tief durch.« Elena hatte mit vielem gerechnet, aber nicht damit. Hödel missverstand die Situation. So abgebrüht er möglicherweise als Bankvorsitzender agierte, so blauäugig war er als Vater. »Ich fürchte, Ihre Tochter hat jemanden engagiert, der Sie töten soll.«

Hödel stand einfach nur da und starrte zuerst auf Elena, dann auf die tonlosen Bilder. Kein Wutausbruch, kein Nervenzusammenbruch, kein verzweifeltes Jammern oder Schluchzen.

»Das ist doch Blödsinn«, sagte er schließlich.

»Ich fürchte, nicht. Alles, was ich bisher gehört habe, deutet darauf hin.«

»Aber warum?«

»Sie sind vermögend.«

»Lydia doch auch«, hielt er dagegen. »Sie ist Geschäftsführerin und handelt mit Gemälden und Antiquitäten. Sie hat alle Freiheiten. Hätte sie weiterhin nur kleine Beträge vom Konto abgehoben, wäre ich dem nie nachgegangen. Ich verstehe das nicht.«

»Meines Erachtens haben Sie drei Möglichkeiten. Wollen Sie sie hören?«

Hödel hob den Blick und nickte schwach.

»Erstens: Sie gehen mit diesem Video zur Kripo, erstatten Anzeige gegen Ihre Tochter und ersuchen um Personenschutz. Ich habe einen Kontakt zum Bundeskriminalamt ...«

Er schüttelte den Kopf. Natürlich wollte er sein einziges Kind, das er über alles liebte, nicht in den Knast bringen.

»Zweitens: Sie spielen mit offenen Karten und zeigen die Aufnahme Ihrer Tochter.«

Diesmal schüttelte er noch energischer den Kopf. Damit würde er schließlich zugeben, dass er ihr misstraute und sie überwachen ließ. Selbst wenn er allen Grund dazu gehabt hatte – was machte das für einen Unterschied?

»Dann bleibt nur noch eine Option: Sie behalten diese Information für sich und schlagen Ihrer Tochter so bald wie möglich ein Vorausvermächtnis vor. Machen Sie ihr eine Schenkung über beispielsweise hunderttausend Euro Bargeld, die im Fall Ihres Todes auf Lydias Pflichtteil angerechnet werden und ...«

»Ich weiß, wie das funktioniert!«, unterbrach er sie.

»Sie sollten Ihre Tochter dabei möglichst großzügig abfertigen, damit ...« Elena verstummte, denn diese Variante schien ihm genauso wenig zu gefallen.

»Oder viertens«, murmelte er, »ich erfülle ihr den Wunsch und nehme mir das Leben.«

»Reden Sie nicht so einen Schwachsinn!«

»War nur ein Scherz.«

In Anbetracht der Lage war Elena nicht zu Scherzen aufgelegt – auch wenn es sich um einen Anfall von Galgenhumor handelte. Sie selbst hatte ihre Detektivkollegen in der Ausbildung stets davor gewarnt, Klienten in Beschattungsaufträge zu involvieren. Eine der goldenen Regeln in diesem Geschäft! Sie waren ein zu großes Risiko. Bisher hatte sie sich stets daran gehalten. Zum ersten Mal in ihrem Leben war sie von ihrem eigenen Prinzip abgewichen – und prompt in eine kritische Situation geraten. Jetzt musste sie das Beste daraus machen. Ihr war klar, dass Hödel zutiefst enttäuscht war. Doch es irritierte sie, dass er in diesem Moment so ruhig war ... *zu ruhig*. Sie befürchtete, er könnte die Fassung verlieren.

»Meine eigene Tochter möchte mich für immer loswerden.« Seine Stimme wurde leise. »Wie viel Hass muss in ihr stecken?«
»Hören Sie, wir sollten jetzt nichts überstürzen. Lassen Sie

uns einen klaren Kopf bewahren ...« Elena zuckte zusammen, als ihr Handy erneut vibrierte. Das Display zeigte dieselbe unbekannte Nummer von vorhin.

»Einen Moment!« Sie nahm das Gespräch entgegen. »Hallo?«

»Mein Name ist Monica Del Vecchio ...« Die jugendliche Frauenstimme am anderen Ende der Verbindung zögerte.

Del Vecchio? Ein italienischer Akzent. Von irgendwoher kannte Elena den Namen. »Kann ich Sie am Nachmittag zurückrufen?«

»Ich würde Sie gern für einen Auftrag engagieren.«

»Liebend gern – aber im Moment ist es bei mir leider unpassend. Ich rufe Sie zurück, sobald ...«

»Es ist dringend, und ich soll Ihnen von Ihrem Mann etwas ausrichten.«

»Aha.« Elena stand auf und ging zum Balkon. »Ich höre.«

»Er möchte sein Notebook mit dem Equipment zurückhaben.«

Das passte ja wunderbar! Elena blickte zum Monitor. »Das geht im Moment leider nicht.« Sie dachte nach. »Ist es Ihnen recht, wenn wir uns wegen Ihres Auftrags heute Abend treffen?«

»Ausgezeichnet.«

»Ich verspreche, ich rufe Sie später zurück.«

Die Italienerin war einverstanden, und Elena legte auf. Ihr Blick glitt durch das Zimmer. Wo war Hödel? Die Tür zum Korridor stand offen.

Verdamm!

Sie riss aus ihrer großen Handtasche die Glock heraus, die sie sicherheitshalber immer bei sich trug. Halbautomatik, Kaliber 9 Millimeter und siebzehn Schuss. Damit eilte sie zur Tür. Als sie das Zimmer eben verlassen wollte, sah sie aus dem Augenwinkel eine Bewegung auf dem Bildschirm des Notebooks. Sie hielt inne und beobachtete, wie Lydia und der osteuropäische

